

TACITUS

GERMANIA

Ursprung, Lage, Sitten und Völker der Germanen



(Tacitus, geb.: ca. 55/56 n. 0 - gest.: ca. 120 n. 0)

Die >>Germania<< (ca. 98 n. 0 Veröffentlichung) ist eine kurze, nur 46 Kapitel umfassende Studie. Tacitus liegt nicht daran, einen erschöpfenden Bericht über Germanien zu geben. Von der Flora und Fauna des Landes, von Handel und Gewerbe berichtet er nichts. Es geht ihm lediglich um den germanischen Menschen, dessen Wesen er zu verstehen sucht. Bewusst greift er dabei die Merkmale heraus, in denen sich die Germanen von den Römern unterscheiden. Er schildert sie als urwüchsiges, unverdorbenes Naturvolk, hebt ihre Tugenden hervor, ohne die Fehler zu verschweigen. Er ahnt, welche große Gefahr dem römischen Reich von diesem, unseren, Volk droht. So ist seine Schrift für seine Zeitgenossen eine Mahnung und Warnung, für uns – wegen der spärlichen Quellen, die wir über unsere Vorfahren besitzen – ein unschätzbares Kleinod.

Inhalt

I. Teil: Germanen im allg.: Land und Leben der Bewohner

1. Landesgrenzen Germaniens
2. Ursprung und Herkunft der Germanen
3. Erzählungen über die Anwesenheit des Hercules und Odysseus in Germanien
4. Volkstypus der Germanen
5. Bodenbeschaffenheit und Landesprodukte. Münzen
6. Bewaffnung und Heerwesen
7. Führerschaft und Kampfweise
8. Von dem hohen Ansehen der Frau
9. Götterwelt
10. Erkundung des göttlichen Willens durch Vorzeichen und Loswerfen
11. Thing
12. Thing und Rechtspflege
13. Wehrhaftmachung und Gefolgswesen
14. Die Gefolgschaft im Kriege
15. Die Gefolgschaft im Frieden
16. Siedlungsweise und Wohnungen
17. Kleidung
18. Hochzeitsfeierlichkeiten
19. Heiligkeit der Ehe
20. Kinder und Erbrecht
21. Fehde und Gastfreundschaft
22. Vom Leben im Hause
23. Vom Essen und Trinken
24. Waffentanz und Würfelspiel
25. Die Stellung der Sklaven und Freigelassenen
26. Landwirtschaft
27. Totenbestattung

II. Teil: einzelne Stämme Germaniens

28. Nichtgermanen rechts des Rheins und links der Donau. Germanen links des Rheins
29. Rechtsrheinische Germanen im Verband des römischen Reiches. Zehntland
30. Chatten (1)
31. Chatten (2)
32. Usiper und Tenceterer
33. Bructerer, Chamaver und Angrivarier
34. Dulgubnier, Chasuarier und Friesen
35. Chauken
36. Cherusker
37. Cimbern (dabei Rückblick auf die Kämpfe zwischen Römern und Germanen)
38. Vorbemerkung über die Gesamtheit der Sueben
39. Semnonen
40. Langobarden und andere Nerthusverehrer
41. Hermunduren
42. Naristen, Marocomannen und Quaden
43. Lugier (Naharvalen, Harier) und andere Ostsueben
44. Goten, Rugier, Lemovier und Suionen
45. Das Nordmeer. Ästier (Bernstein!) und Sitonen
46. Peuciner, Wenden, Finnen und andere

I. Teil: Germanen im allg.: Land und Leben der Bewohner

1. Landesgrenzen Germaniens

Germanien in seiner Gesamtheit wird von allen Galliern einerseits, und den Rättern und Pannoniern andererseits durch das Rhein- und Donaugebiet geschieden, von den Sarmaten und Dakern durch die gegenseitige Furcht der Völker voreinander und durch Gebirgszüge. Die Nordgrenze wird vom Meer gebildet, das weite Landvorsprünge und Inselräume von riesigen Dimensionen umspült; es ist noch gar nicht lange her, dass wir einige der dortigen Völker und ihre Könige kennen gelernt haben: der Krieg hat sie uns erschlossen.

Der Rhein entspringt auf einen unzugänglichen, steilen Gipfel der Rätischen Alpen, wendet sich in leichter Biegung nach Westen und mündet in die Nordsee. Die Donau kommt von einem bequem zugänglichen, sanft ansteigenden Bergrücken des Schwarzwaldes; sie nimmt ihren Lauf durch sich in sechs Mündungsarmen ins Schwarze Meer, während sich ein siebenter in Sümpfen verliert.

2. Ursprung und Herkunft der Germanen

Die Germanen selbst möchte ich für die Urbewohner halten, deren Rassenreinheit weder durch gewaltsame Zuwanderung noch durch gastliche Aufnahme fremder Völker beeinträchtigt worden ist; denn wer seinen Wohnsitz wechseln wollte, tat das in alter Zeit nicht zu Lande, sondern auf dem Seeweg. Nur selten aber wagt sich aus unserem Mittelmeer ein Schiff in jenes unermessliche im Norden Germaniens sich ausdehnende Meer, das sozusagen schon einer anderen Welt angehört. Ferner, ganz abgesehen von den Gefahren in diesem schaurigen und unbekannten Meer, wer hätte sich denn überhaupt entschließen sollen, unsere blühenden Provinzen in Kleinasien oder Nordafrika oder gar Italien selbst zu verlassen und nach Germanien auszuwandern? Nach jenem Teil der Erde, der so völlig bar ist aller landschaftlichen Reize, so rauh im Klima, trostlos zum Leben und trostlos zum Anschauen für jeden, dem es nicht gerade die Heimat ist!

In alten Liedern, der einzigen Art geschichtlicher Überlieferung, die es dort gibt feiern die Germanen einen erdentsprossenen Gott Tuisto. Ihm schreiben sie einen Sohn Mannus zu, den sie als den Stammvater und Begründer ihres Volkes preisen. Dieser soll drei Söhne gehabt haben, nach deren Namen die an der Nordsee wohnenden Germanen Ingävonen, die im Binnenlande Herminonen, die Anwohner des Rheines Istävonen genannt würden.

Manche Schriftsteller – kein Wunder bei dem Spielraum, den die Urzeit gestattet – wollen von noch mehr Söhnen des Mannus und von noch mehr Stammesnamen wissen: so seien Marser, Gambrivier, Sueben und Wandilier ganz alte und echte Namen.

Dagegen sei die Bezeichnung Germanien* neu und erst vor kurzem in Gebrauch gekommen. Anfänglich hätte nur der Stamm, der als erster über den Rhein ging und die Gallier aus ihrer Heimat vertrieb (heute heißen sie Tungern), den Namen Germanen gehabt. Nachher habe sich der Stammesname auch für alle anderen Stämme durchgesetzt, und zwar auf folgende Art: Zuerst sei der siegreiche Stamm selbst, um den Galliern Furcht einzujagen, auf den Gedanken gekommen, alle Stämme rechts des Rheines Germanen zu nennen; nachdem nun der Stammesname erst mal als Gesamtname aufgekommen war, hätten die Stämme bald auch von sich aus diese Bezeichnung angenommen.

*Danach wurde das Wort „Germanien“ aus einem ursprünglichen Stammesnamen in Laufe der Zeit zum Namen des Gesamtvolkes, während es als Stammesbezeichnung außer Gebrauch kam. – Der Name „Germane“ (nicht „Ger-mann“) ist wahrscheinlich keltischen Ursprungs. Seine Bedeutung ist ungeklärt.

3. Erzählungen über die Anwesenheit des Hercules und Odysseus in Germanien

Wie es heißt, ist außer anderen auch Hercules in Germanien gewesen; in der Tat singen die Germanen, wenn sie zur Schlacht ausziehen, von ihm als den ersten aller Helden. Um sich mehr Mut zu machen, haben sie auch noch eine andere Art von Heldengesängen; aus deren Klang, Barditus genannt, prophezeien sie den Ausgang des bevorstehenden Kampfes. Je nachdem nämlich der Gesang durch ihre Reihen schallt, glauben sie an Sieg oder Niederlage; und dieser Gesang ist ihnen sozusagen mehr ein Gleichklang tapferer Herzen als ein Zusammenklingen von Menschenstimmen. Vor allen ist es ihnen zu tun, rauhe Töne und ein stoßweises Dröhnen hervorzubringen; zu diesem Zweck halten sie den Schild vor dem Mund, um so die Stimme durch den Widerhall voller und tiefer anschwellen zu lassen.

Nach Ansicht mancher ist übrigens auch Odysseus auf seiner langen, sagenumwobenen Irrfahrt in die Nordsee verschlagen worden und hat dort germanischen Boden betreten; das am Rhein gelegene noch heute bewohnte Asciburgium soll er gegründet und ihm auch dem Namen gegeben haben. Ja, es soll dort vor langer Zeit sogar ein Altar entdeckt worden sein, den Odysseus gestiftet und auch den Namen seines Vaters Laërtes versehen habe.

Im Grenzgebiet Germaniens und Rätians soll es noch bis auf den heutigen Tag Grabdenkmäler geben, die Inschriften in griechischer Schrift aufweisen.

Solche Behauptungen will ich weder als richtig anerkennen noch als falsch abtun; ein jeder mag davon ablehnen oder glauben, was er will.

4. Volkstypus der Germanen

Persönlich trete ich der Ansicht jener bei, die glauben, dass die Germanen ihr Blut nicht durch Heiraten mit Fremden befleckt haben, sondern eine eigenartige und rassenreine Volkseinheit geblieben sind, die sich von jedem anderen Volk unterscheidet. So haben sie denn auch trotz ihrer großen Volkszahl alle das gleiche Aussehen: die blauen Augen mit dem trotzigen Blick, das rötlichblonde Haar und die hochgewachsenen Körper, die allerdings nur im Angriff besonders stark sind. Bei mühseliger Arbeit legen sie viel weniger Ausdauer an den Tag; Durst und Hitze vertragen sie schon gar nicht. Dagegen sind sie bei dem rauen Klima und der Karglichkeit des Bodens an Kälte und Hunger gewöhnt.

5. Bodenbeschaffenheit und Landesprodukte. Münzen

Das Land weist zwar im einzelnen beträchtliche Unterschiede auf; in der Gesamtheit aber wirkt es durch seine Wälder unheimlich, durch die Sümpfe abstoßend. Für den Westen, nach Gallien hin sind die Niederschläge charakteristisch, für den Südosten, nach Norikum und Pannonien hin, Stürme und die dadurch bedingte größere Trockenheit.

Getreide gedeiht gut, dagegen eignet sich der Boden nicht für Edelobst. Vieh läuft viel herum, doch ist es meistens unansehnlich; selbst an den Rindern vermisst man den stattlichen Wuchs und das mächtige Gehörn. Denn nicht an den Aussehen der Tiere haben die Germanen ihre Freude, sondern nur an der Menge: Viehreichtum ist ihr einziger und liebster Besitz.

Silber und Gold haben ihnen die Götter vorenthalten – soll man sagen: in gnädiger Gesinnung oder im Zorn? Doch will ich damit nicht behaupten, dass es in Germanien überhaupt keine Gold- oder Silberadern gibt; denn wer hat je danach gesucht? Aus dem Besitz und Gebrauch dieser Metalle machen sich die Germanen nicht gerade viel. Man kann die Beobachtung machen, dass ihnen silberne Gefäße, die ihre Gesandten und Fürsten als Geschenk erhielten, nicht mehr gelten als solche aus Ton. Die Grenznachbarn allerdings wissen wegen des regelmäßigen Handelsverkehrs mit uns Gold und Silber mehr zu schätzen.

Sie kennen einige unserer Geldsorten und nehmen bestimmte davon mit Vorliebe an. Im Innern des Landes hängt man noch an dem einfacheren und seit alters gebräuchlichen Tauschhandel. Von unseren Münzen bevorzugen die Germanen die alten, die ihnen schon seit langen bekannt: die mit gezackten Rand oder die mit der Victoria (Siegesgöttin) auf dem Zweigespann. Silber ist ihnen lieber als Gold, aber

nicht aus irgendeiner Liebhaberei, sondern einfach deshalb, weil die größere Zahl der Silberstücke für Leute, die nur alltägliche billige Dinge kaufen, im Zahlungsverkehr praktischer ist.

6. Bewaffnung und Heerwesen

Selbst Eisen haben die Germanen kaum in ausreichender Menge, wie man aus Art ihrer Waffen ersehen kann. Nur wenige besitzen ein Schwert oder einen größeren Speiß mit langer, breiter Eisenspitze. In der Regel tragen sie Speere, in ihrer Sprache Framen genannt, mit einer nur kurzen und schmalen, dabei aber doch scharfen Eisenspitze; diese Waffe ist so handlich, dass man sie je nach Bedarf zum Stoß wie zum Wurf verwenden kann. Die Reiterei führt nur Schild und Frame. Das Fußvolk benutzt außerdem auch ganz leichte Wurfgeschosse, und zwar hat jeder Mann mehrere; damit kann man ungeheuer weit schleudern. Die Germanen tragen höchstens einen leichten Umhang, der sie wenig behindert. Jegliches Prunk mit Waffenschmuck liegt ihnen fern; nur ihre Schilde bemalen sie mit grellen Farben. Ganz wenige haben einen Panzer, kaum der eine oder der andere einen Metall- oder Lederhelm.

Ihre Pferde zeichnen sich weder durch Schönheit noch durch Schnelligkeit aus, Sie werden auch nicht wie bei uns dazu abgerichtet, Schwenkungen mannigfacher Art zu machen – die germanische Reiterei reitet entweder geradeaus oder mit einer einzigen Schwenkung nach rechts – und zwar in so geschlossener Kreisbewegung, dass niemand zurückbleibt.

Im ganzen gesehen liegt die Hauptstärke der Germanen bei dem Fußvolk; deshalb kämpfen die beiden Waffengattungen auch in gemischten Verbänden, wobei sich die Fußtruppen infolge ihrer Behendigkeit den raschen Bewegungen des Reiterkampfes anpassen und zwischen den Reitern einhertraben. Zu diesem Zweck werden die schnellsten jungen Leute herausgezogen und vor die Hauptkampflinie gestellt, dorthin, wo die Reiterei ihren Platz hat. Ihre Zahl ist genau festgelegt: Aus jedem Gau sind es hundert, und danach heißt eine solche Abteilung bei ihnen Hundertschaft. Und was ursprünglich eine bloße Zahlenangabe war, ist jetzt die offizielle Benennung und ein Ehrentitel.

Zur Schlacht ordnet sich das Heer in keilförmigen Abteilungen. Vom Platze zu weichen, sofern man nur wieder vorstößt, wird nicht als Angst ausgelegt, sondern als Zeichen kluger Berechnung gewertet. Ihre Verwundeten und Toten suchen sie auch bei ungünstiger Gefechtslage zu bergen. Der Verlust des Schildes gilt als eine ganz besonders große Schmach: Der also Gebrandmarkte darf weder an einer religiösen Feier noch am Thing teilnehmen. Daum hat schon gar mancher, der heil aus dem Kriege zurückgekommen war, den Strick genommen, um seiner Schande ein Ende zu machen.

7. Führerschaft und Kampfweise

Für die Wahl von Königen ist adelige Abstammung, für die von Heerführern (Herzögen) die Mannhaftigkeit des einzelnen ausschlaggebend. Die Könige haben keine unumschränkte oder willkürliche Gewalt, und auch die Heerführer leiten mehr durch ihr Beispiel als auf Grund ihrer Befehlsgewalt – durch nie erlahmende Tatbereitschaft, durch überragendes Heldentum und Kampf in vorderster Linie erwecken sie Bewunderung für sich und verschaffen sich dadurch Gehorsam. Im übrigen ist es ihnen nicht erlaubt, jemanden hinrichten, in Fesseln legen oder auspeitschen zu lassen; dieses Recht steht nur den Priestern* zu. Aber auch die Priester tun das nicht, um von sich aus oder auf Befehl des Heerführers eine Strafe zu vollziehen, sondern sozusagen auf Geheiß des Gottes, der nach ihrem Glauben den Kämpfern zur Seite steht.

Gewisse Tierbilder** und Wahrzeichen*** ihrer Götter holen sie aus den heiligen Hainen und nehmen sie mit in den Kampf. Was sie am allermeisten zur Tapferkeit anfeuert, ist der Brauch, dass die Aufstellung der Reiter- und Fußabteilungen nicht dem Zufall überlassen oder ins Belieben gestellt ist, sondern nach Familien und Sippen erfolgt. Zudem befinden sich ganz in der Nähe ihre Lieben, so dass sie die Klageschreie ihrer Frauen und das Wimmern der Kinder hören können. Diese nächsten Angehörigen sind für jeden Kämpfer die heiligsten Zeugen seiner Taten; von ihnen ein Lob zu erhalten, ist ein jeden größter Stolz. Wer verwundet ist, begibt sich zu seiner Mutter oder Gattin. Diese stellen ohne Scheu die Anzahl der Verletzungen fest und untersuchen sie; auch bringen sie den Kämpfenden Erfrischungen und Zuspruch.

*Wenn auch die Strafgewalt im Kriege dem Heerführer zustand, so lag doch der Strafvollzug bei den Priestern; hierdurch sollte etwaige Sippenrache von vornherein ausgeschaltet werden. Also eine Art Teilung der bürgerlichen und militärischen Gewalt.

**Etwa: Schlange und Wolf Wodins, Bär und Bock Donars, Widder Zius.

***Für Wodin war der Speer, Für Donar der Hammer, für Ziu das Schwert charakteristisch.

8. Von dem hohen Ansehen der Frau

Wie überliefert wird, haben die Frauen schon manches wankende oder gar zurückflutende Heer wieder zum Stehen gebracht durch inständiges Bitten und dadurch, dass sie sich ihren Männern mit entblößter Brust entgegenwarfen und auf die unmittelbar drohende Gefangenschaft hinwiesen. Diese fürchten die Germanen weit weniger für ihre eigene Person als für ihre Frauen; deren Gefangenschaft dünkt ihnen so unerträglich, dass ein Volksstamm, der unter den ihm auferlegten Geiseln auch Mädchen aus vornehmen Familien stellen muss, sich besonders stark verpflichtet fühlt.

Ja, die Germanen erblicken in den Frauen so etwas wie heilige Wesen mit Sehergabe*; daher beachten sie deren Ratschläge und richten sich nach ihren Weissagungen. Haben wir es doch selbst erlebt, wie während der Regierung des verewigten Kaisers Vespasian die Seherin Veleda lange Zeit fast überall in Germanien Verehrung genoss wie ein höheres Wesen. Ebenso hat man einstens der Aurinia und manch anderen Frauen derartige Verehrung erwiesen, ohne dass man ihnen etwa in niedriger Unterwürfigkeit geschmeichelt oder gar Göttinnen aus ihnen gemacht hätte.

*Die zartere, sensiblere Frau erschien der göttlichen Eingebung leichter zugänglich als der Mann. – Andererseits aber hatte die Frau schwere körperliche Arbeit zu Hause wie auf dem Felde zu verrichten und war dem Manne gegenüber minderen Rechts.

9. Götterwelt



Wodan/Wodin (Mercur)



Donar/Thor (Hercules)



Ziu/Tyr (Mars)

Unter den Göttern* genießt die höchste Verehrung Mercur (Wodin); ihm an bestimmten Festtagen auch Menschenopfer** darzubringen, sehen die Germanen als ein gottgefälliges Werk an. Den Hercules (Donar) und Mars (Ziu) suchen sie sich durch Opferung der hierfür üblichen Tierarten gnädig zu stimmen.

Ein Teil der Sueben opfert auch der Isis. Über Veranlassung und Ursprung dieses Fremden Kultes habe ich nichts Sicheres in Erfahrung bringen können. Doch lässt sich schon aus der Tatsache, dass das

Symbol der Göttin wie ein kleiner dalmatischer Schnellsegler aussieht, erschließen, dass der Kult auf dem Seewege eingeführt worden ist.

Im übrigen verträgt es sich nach germanischer Anschauung nicht mit der Hoheit des Himmlischen, die Götter in Tempelbauten*** einzuengen oder menschenähnliche Bilder**** von ihnen zu machen. Sie weihen ihnen Wälder und Haine und rufen jenes geheimnisvolle Wesen, das man nur dann schauen zu können meint, wenn man in ehrfurchtvoller Andacht versunken ist, mit göttlichen Namen an.

*Um dem römischen Leser das Verständnis zu erleichtern, wurden die germanischen Götternamen gern durch solche römische ersetzt, die dem germanischen Gott am meisten zu entsprechen schienen. Für diese Namensgebung waren äußere Ähnlichkeiten oft mehr entscheidend als Wesensgleichheit.

**Geopfert wurden Menschen, die nicht zu Volksgemeinschaft gehörten, z.B. Kriegsgefangene oder Sklaven. Auch die an einem Verbrecher vollzogene Todesstrafe galt als ein Opfer, da durch das begangene Verbrechen in erster Linie die Gottheit selbst beleidigt worden war.

***Tempel (d. h. Bauten für die Kulthandlung sind bis in die Taciteische Zeit hinein nicht nachgewiesen, sondern nur eingeebte Plätze, Altäre und Hügel, andererseits Priesterwohnungen und Aufbewahrungsräume für die Heiligtümer (z.B. für den Prozessionswagen).

****Eigentliche Götterbilder in Menschengestalt dürften erst durch die Römer zu den Germanen gekommen sein.

10. Erkundung des göttlichen Willens durch Vorzeichen und Loswerfen

Vorzeichen und Entscheidungen durchs Los messen die Germanen so hohen Wert bei wie nur wenige Völker. Das beim Losen übliche Verfahren ist einfach: Von einem fruchttragenden Baum* schneiden sie einen Zweig ab und zerteilen ihn in Stäbchen (Runenstäbchen). Diese machen sie durch Einritzen bestimmter Zeichen (Runen) kenntlich und streuen sie dann aufs Geradewohl, wie es der Zufall fügt, über ein weißes Linnen (Leinentuch?). Dann ruft bei Erkundung des göttlichen Willens in öffentlicher Angelegenheit der Priester, bei Befragung in Privatsachen der Hausherr die Götter an, hebt, den Blick gen Himmel gerichtet, dreimal** nacheinander je ein Stäbchen empor und gibt auf Grund der vorher eingeritzten Zeichen eine Deutung. Ist diese ungünstig, findet in der gleichen Sache am selben Tage keine weitere Befragung mehr statt; fällt sie günstig aus, so sucht man außerdem noch durch Vorzeichen eine Bestätigung zu erlangen.

Der Brauch, Ruf und Flug der Vögel zu beobachten und zu deuten, herrscht bei den Germanen genauso wie bei uns.

Eine germanische Sitte dagegen ist es, aus den Vorausahnungen und deren Gebaren heiliger Pferde etwas erkunden zu wollen. Diese Pferde, Schimmel, werden von Staats wegen in denselben Hainen und Wäldern gehalten, in denen die Götter verehrt werden, und dürfen durch Arbeit im Dienste der Menschen nicht entweiht werden. Sie werden nur vor den heiligen Wagen gespannt***; der Priester und der König oder Gaufürst gehen dann nebenher, lenken die Rosse und beobachten ihr Wiehern und Schnauben. Diesem Vorzeichen schenkt man mehr Glauben als allen anderen, und zwar nicht nur beim einfachen Volk, sondern auch in den höheren Schichten und bei den Priestern. Die Priester halten sich selbst nur für Diener der Götter; in den Pferden dagegen sehen sie Geschöpfe, die in das Wissen der Götter eingeweiht sind.

Um den Ausgang schwerer Kriege zu erforschen, haben die Germanen auch noch eine andere Art von Vorzeichen: Sie trachten danach, einen Mann aus dem feindlichen Lager irgendwie in ihre Hände zu bekommen, und lassen ihn dann mit einem ausgesuchten Streiter aus ihren eigenen Reihen kämpfen, jeden in den Waffen seiner Heimat. Den Sieg des einen oder des anderen betrachten sie dann als bedeutungsvoll für den Ausgang des ganzen Krieges!

f	u	th	a	r	k	g	w	h	n	i	j	ei	p	z	s	t	b	e	m	l	ng	d	o
24	23	22	21	20	19	18	17	16	15	14	13	12	11	10	9	8	7	6	5	4	3	2	1

(rechtsläufig = FUTHARK-Runen) à

(ß linksläufig = OD(i)NG-Runen)

Während jahrelanger Runen-Forschungsarbeit gelang es Gerhard Heß, durch die entschlüsselte urgermanische Runenaussage des über 2000jährigen ODING-Kanons, die Eckpfeiler des spirituellen Wissens abend- und morgendländischer Glaubenssysteme wiederzugewinnen. Erstaunliche Übereinstimmungen zwischen Veda, Avesta, Edda, ägyptischen Pyramidentexten und hermetischen Zauberpapyri werden sichtbar.

Folgende thematische Schwerpunkte setzt der ODING-KANNON:

Numerologie - die urkräftige Bedeutung der Zahlen und ihre Beziehung zu den 24 Runenmythen.

Der luni-solare altgermanische Kalender - die Einteilung des Jahres in 24 Mondphasen, die mit den 24 Runen korrespondieren.

Nachzulesen in dem leider vergriffenen Buch: >>ODING-WIZZOD<< - Gottesgesetz und Botschaft der Runen, Gerhard Heß, Knaur Verlag 1993, ISBN 3-426-86034-1.

*Der Baum musste fruchttragend sein, weil ein solcher Baum als Sinnbild des Segens galt; doch brauchten seine Früchte nicht essbar zu sein. Bevorzugt wurde wohl die Buche, vgl. „Buch-stabe“; die Losstäbchen wurden zusammengelesen.

**Die Dreizahl galt schon im Altertum als bedeutungsvoll; vgl. die drei Hauptgötter (Kap. 9). – Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die Einteilung des Jahres in drei Jahreszeiten (Kap. 26) hingewiesen, ebenso auf die Dreiteilung der Landwirtschaft in Ackerbau, Gartenbau und Viehzucht (Kap. 5).

***Offenbar bei den regelmäßig wiederkehrenden, feierlichen Umfahrten des Gottes. Man darf annehmen, dass in ähnlicher Weise auch die Kühe der Nerthus (Kap. 40) beobachtet wurden.

11. Thing

Über minder Wichtige Dinge entscheiden die Edeling, über wichtige die Gesamtheit der Freien; doch werden auch solche Dinge, deren Entscheidung dem ganzen Volk vorbehalten ist, von den Edelingen vorher durchberaten. Abgesehen von unvorhergesehenen eiligen Fällen treten die Germanen in bestimmten Fristen bei Neumond oder Vollmond zum Thing* zusammen; denn diese Tage sehen sie als besonders glückbringend für die Eröffnungen von Beratungen an. Sie rechnen nicht, wie wir, nach Tagen, sondern nach Nächten. Nach Nächten** setzten sie die Termine für Versammlungen und Verabredungen fest; denn nach ihrer Auffassung geht die Nacht dem Tage voran. Ihr ausgeprägter Freiheitsdrang hat den Nachteil, dass sie nicht alle gleichzeitig und nicht auf einen Befehl hin zum Thing eintreffen, sondern durch die Saumseligkeit der Ankommenden gehen zwei bis drei Tage verloren***.

Sobald die Erschienenen es für gut befinden, setzten sie sich zur Beratung zusammen, und zwar alle in Waffen. Stillschweigen gebieten die Priester, denen nun das Recht zusteht, gegen Unbotmäßige mit Strafen einzuschreiten. Dann hört man sich den König oder irgendeinen Edeling an, der nach Alter, Adel, Kriegersruhm und Redegabe berufen erscheint, das Wort zu ergreifen; dieser hat mehr einen gewichtigen Rat zu erteilen als die Befugnis, etwas anzuordnen. Missfällt der Vorschlag, dann wird er von der Versammlung mit lauten Murren zurückgewiesen. Findet er Beifall, so schlägt man mit den Speeren aneinander; und diese Form des Beipflichtens gilt bei ihnen als die ehrenvollste Art der Zustimmung.

*Bei den Versammlungen unterschied man zwischen dem ungebotenen (ordentlichen) Thing, zu dem nicht besonders viel aufgeboden wurde, und dem gebotenen (außerordentlichen) Thing; ferner zwischen dem großen und den kleinen Thing.

**Das Zählen nach Nächten war eine Folge der einfacheren und darum ursprünglicheren Zeitrechnung nach dem Mondwechsel; vgl. Überreste davon in Ausdrücken wie „Fastnacht“ und „Weihnacht“.

***Bei den weiten Entfernungen dürfte die gerügte Unpünktlichkeit mindestens teilweise auf die Unpassierbarkeit der Wege infolge plötzlicher Überschwemmungen und andere widrige Umstände zurückzuführen sein. Umgekehrt mochten manche Teilnehmer vorzeitig eintreffen, um Privatangelegenheiten (z.B. Eheverlöbnisse) zu besprechen.

12. Thing und Rechtspflege

Im Thing darf man auch Klage erheben und Prozesse anstrengen, bei denen es um Leben und Tod geht. Die Strafen richten sich nach Art des Vergehens. Verräter und Überläufer hängt man an dürren Bäumen auf. Feiglinge, Fahnenflüchtige und solche, die ihren Leib durch widernatürliche Unzucht geschändet haben, versenkt man in einem Moor* oder Sumpf und überdeckt sie noch mit Gestrüpp. Diese verschiedene Art der Todesstrafe hat angeblich den Sinn, dass man Verbrecher zum abschreckenden Beispiel öffentlich brandmarken, Lasterhaftigkeit aber den Blicken der Allgemeinheit entziehen will. Auch bei leichteren Vergehen ist das Strafmaß je nach der Art des Falles abgestuft. Der schuldig Gesprochene hat eine bestimmte Anzahl von Pferden und Rindern als Buße zu entrichten. Davon fällt ein Teil an den König oder an die Gemeinde, der andere an den Geschädigten oder seine Sippe.

In diesem Landething werden auch die Gaufürsten gewählt, die im Bereich ihres Gaues Recht sprechen. Jedem von ihnen stehen hundert Beisitzer** aus den Gemeinfreien des Gaues als beratende und beschließende Körperschaft zur Seite.

*Die in den Mooren Norddeutschlands und Dänemarks gefundenen Moorleichen sind höchstwahrscheinlich Opfer dieser Justiz. Die Überdeckung mit Flechtwerk, Steinen usw. sollte wohl die Rückkehr des Gerichteten als Gespenst verhindern.

**Es handelt sich hier nicht um besonders gewählte Schöffen, sondern um die Häupter der ungefähr 100 Familien, die ursprünglich einen aus mehreren Dörfern bestehenden Siedlungsverband (Gau) ausmachten.

13. Wehrhaftmachung und Gefolgswesen

Alle Angelegenheiten öffentlicher wie privater Art erledigen die Germanen nur im Waffenschmuck. Doch darf nach ihrer Sitte keiner die Waffen eher anlegen, als bis ihn die Gemeinde als wehrfähig anerkannt hat. In feierlicher Weise überreicht dann im Thing selbst einer der Edelinges oder der Vater oder auch einer der Sippengeossen dem Jungmann die Waffen: Schild und Frame. Das bedeutet bei ihnen dasselbe wie bei uns Römern die Anlegung der Mannestoga: es ist der erste Ehrenschild des jungen Mannes. Bisher galt er als ein Glied der Familie, nunmehr gehört er dem Staat.

Hoher Adel oder außergewöhnliche Verdienste der Väter sichern auch schon ganz jungen Leuten die Rangstellung eines Gefolgsherrn; sie werden in den Kreis der anderen älteren und schon kampferprobten Gefolgsherren aufgenommen. Es ist aber auch keine Schande für sie, Gefolgsmann eines anderen zu werden. Jeder Gefolgsherr setzt ja auch nach seinem Ermessen Rangunterschiede für seine Gefolgsleute fest; unter diesen herrscht daher ein großer Wetteifer, da jeder bei seinem Führer der erste sein will.

Nicht minder stark wetteifern die Gefolgsherren ihrerseits untereinander; denn jeder will die meisten und feurigsten Gefolgsleute haben. Seine Würde und Macht sieht der Gefolgsherr darin, stets der Mittelpunkt einer zahlreichen und heldenhaften Gefolgschaft zu sein: das ist im Frieden sein Stolz, im Kriege sein Schutz. Wenn ein Gefolgsherr durch die Zahl und Tapferkeit seines Gefolges auffällt, verschafft ihm das nicht nur bei seinem eigenen Volk, sondern darüber hinaus bei den Nachbarstaaten einen Namen und Ruhm. Solche Gefolgsherren werden auch von Gesandtschaften umworben und durch Geschenke geehrt; und oft genug hat schon ihr bloßer Name genügt, einen Krieg zu verhüten.

14. Die Gefolgschaft im Kriege

Kommt es zur Schlacht, so ist es für den Gefolgsherrn eine Schande, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, doch ebenso für die Gefolgschaft, es dem Führer an Tapferkeit nicht gleichzutun. Vollends aber läßt Schimpf und Schande fürs ganze Leben auf sich, wer ohne seinen Gefolgsherrn aus der Schlacht zurückkommt. Ihn zu schützen, ihn zu schirmen, selbst die eigenen Heldentaten seinem Ruhm zuzurechnen: darin gipfelt der Treueid* der Mannen. Der Gefolgsherr kämpft um den Sieg, die Mannen für ihren Herrn.

Droht einem Stamm in langer Friedensruhe Verweichlichung, so suchen viele dieser jungen Edelleute auf eigene Faust solche Stämme auf, die gerade in irgendeinen Krieg verwickelt sind. Denn ein tatenloses Leben ist den Germanen nun einmal verhasst. Auch kommt man in Kampf und Gefahr leichter zu Ruhm. Zudem läßt sich eine zahlreiche Gefolgschaft auf die Dauer auch nur durch Krieg und Raubzüge zusammenhalten. Denn neben der gewöhnlichen Verpflegung und den zwar einfachen, aber sehr reichlichen Gastereien, die an die Stelle einer Soldzahlung treten, erwarten die Gefolgsleute von der Freigiebigkeit ihres Gefolgsherrn jenes Streitross und jene Frame, mit der sie den blutigen Sieg zu erkämpfen gedenken. Die Mittel für solche Freigiebigkeit werden durch Kriegs- und Raubzüge aufgebracht. Man kann einen Gefolgsmann leichter dazu bringen, einen Feind zum Kampf herauszufordern und sich Verwundungen zu holen als daheim den Acker zu bestellen und den Ertrag der Ernte abzuwarten. Ja, für faul und feige gilt, wer mit seinem Schweiß erwirbt, was er durch Blut gewinnen kann.

*Die Treue war die sittliche Macht, die den Herrn und die Gefolgschaft zu einer Einheit zusammenschmiedete (vgl. die Treue als das Kernmotiv der deutschen Heldensagen).

15. Die Gefolgschaft im Frieden

Gibt es keinen Krieg, dann gehen sie wohl mitunter auf die Jagd; noch lieber aber verbringen sie den ganzen Tag mit nichts anderem als mit Schlafen und Essen. Gerade die tapfersten Kriegshelden betätigen sich am allerwenigsten. Sie überlassen die Sorge für Haus und Hof sowie die Feldarbeit den Frauen, den alten Leuten und überhaupt den körperlich schwächeren Mitgliedern der Familie; sie selbst leben in dumpfer Untätigkeit dahin. Ein merkwürdiger Widerspruch liegt in ihrem Wesen: sie lieben den Müßiggang und können doch die Ruhe des Friedens nicht ertragen*.

Es ist Landessitte, dass jeder einzelne für sich als freiwillige Leistung den Fürsten (bzw. Gefolgsherrn) von seinem Vieh oder Ernteertrag etwas abgibt. Eine solche Zuwendung wird als Ehrengabe angenommen, erleichtert aber zugleich auch die Bestreitung der notwendigen Ausgaben. Besonders große Freude herrscht über Geschenke aus Nachbarländern; sie werden nicht nur von Einzelpersonen, sondern auch von Staats** wegen dargebracht und bestehen aus erstklassigen Pferden, prachtvollen Waffenstücken, Brustschmuck und Halsketten. Manche haben wir auch schon soweit gebracht, dass sie Geld annehmen.

*Das bezieht sich offensichtlich nicht auf die Gesamtheit der Freien, sondern nur auf den Gefolgsherrn und seine Mannen. Im übrigen merkt man an der Art und Ausführlichkeit der ganzen Schilderung, welchen tiefen Eindruck die germanische Gefolgschaft auf den Römer Tacitus gemacht hat.

**Durch solche Geschenke wollte man sich der Gunst des betr. Fürsten (Gefolgsherrn) versichern oder sich von etwa geplanten Raubzügen loskaufen.

16. Siedlungsweise und Wohnungen

Wie zur Genüge bekannt, wohnen die germanischen Völker nicht in Städten; auch von sonstigen geschlossenen Siedlungen wollen sie nichts wissen. Ihre Dörfer legen sie nicht so wie wir an, d. h. als Reihenhäuser, die unmittelbar aneinander grenzen, sondern siedeln weit voneinander entfernt und ohne planvolle Straßenordnung, wie gerade Quelle, ein Feld oder ein Weideplatz sie lockt. Jeder lässt rings um sein Haus einen freien Raum, vielleicht als Sicherung gegen Feuergefahr, vielleicht auch, weil man nicht besser zu bauen versteht. Als Baumaterial verwenden die Germanen nicht Steine oder Ziegel, sondern überall nur roh behauenes Holz, ohne auf ein gefälliges Äußere irgendwie Rücksicht zu nehmen. Einzelne Stellen der Außenwände bestreichen sie ziemlich sorgfältig mit einer so hellglänzenden Erdmasse, dass man den Eindruck von Malerei und farbiger Linienführung hat.

Auch pflegen sie Höhlen in die Erde zu graben und häufen eine starke Schicht Dünger darüber; diese Höhlen dienen ihnen als Zufluchtsstätte in der Winterkälte (Wohngruben) und als Aufbewahrungsräume für die Feldfrüchte (Mieten); denn in solchen Räumen macht sich die Strenge des Frostes minder fühlbar. Bricht aber einmal der Feind ein, verwüstet er nur, was offen daliegt. Was aber versteckt und vergraben ist, bemerkt er entweder gar nicht oder lässt es sich schon deshalb entgehen, weil er erst danach suchen müsste.

17. Kleidung

Zur Kleidung dient allgemein ein Umhang*, der durch eine Spange oder, wenn eine solche etwa fehlt, durch einen Dorn zusammengehalten wird. Im übrigen unbedeckt, verbringen sie so ganze Tage am Herdfeuer. Die Wohlhabenden tragen außerdem noch Unterkleidung**; diese ist aber nicht so herabwallend wie bei den Sarmaten und Parthern, sondern liegt eng an und lässt die einzelnen Körperformen hervortreten. Auch Pelze werden getragen; auf deren Auswahl verwenden die an unseren Grenzen wohnenden Germanen nur wenig Sorgfalt, weit mehr die tiefer im Innern des Landes lebenden; denn dort kennt man bei dem Fehlen von Handelsverkehr keinen anderen Putz. Sie geben den Fellen bestimmter Tierarten den Vorzug und verarbeiten sie mit andersfarbigen Pelzstückchen solcher Tiere, die weit von der Nordsee her oder dem noch unerschlossenen Ozean*** (Nordmeer) stammen.

Bei den Frauen**** ist die Art, sich zu kleiden, im allgemeinen die gleiche wie bei den Männern; nur hüllen sie sich ziemlich häufig auch oben nicht in Ärmel aus, sondern Unter- und Oberarm bleiben frei, ebenso der obere Teil der Brust.

*Dieser konnte ein Pelz oder ein Woll- bzw. Leinenmantel sein.

**Die Unterkleidung bestand aus Leibrock und enganliegender Hose; in der kälteren Jahreszeit wurde sie wohl allgemein getragen. Übrigens erwähnt Tacitus nicht alle Teile der Kleidung (z. B. die Schuhe).

***Die erste Erwähnung des nordischen Pelzhandels.

****Auf den Denkmälern erschienen die Frauen häufiger in langen Gewändern. Ein grundlegender Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Tracht hat es aber bis ins Mittelalter hinein nicht bestanden.

18. Hochzeitsfeierlichkeiten

Trotzdem wird dort die Heiligkeit der Ehe strengstens gewahrt, und gerade in diesem Punkte ihrer Sitten verdienen die Germanen allerhöchsten Lob. Denn unter allen Fremdvölkern sind sie nahezu die einzigen, die sich mit nur einer Frau begnügen. In den äußerst seltenen Ausnahmefällen ist das Motiv nicht Befriedigung der Sinnenlust, sondern es handelt sich dabei um Männer, die ihrer hohen Stellung wegen von den verschiedensten Seiten mit Heiratsanträgen umworben werden.

Die Mitgift bringt nicht die Frau dem Manne, sondern umgekehrt der Mann seiner Frau. Eltern und Verwandte sind dabei zugegen und begutachten die Brautgeschenke*. Unter diesen Brautgeschenken ist aber nichts, woran die Neuvermählte ihre Eitelkeit befriedigen oder womit sie sich schmücken könnte: Rinder sind es und ein gezäumtes Ross, ferner Schild, Frame, Schwert. Auf diese Gaben hin erhält der Bräutigam die Braut; und auch sie schenkt nun ihrerseits dem Mann irgendein Waffenstück. In solchem Gabenaustausch erblicken die Germanen das stärkste Band, das sichtbare Zeichen einer geheimnisvollen Weihe und des Segens der Himmlischen für den neuen Ehebund. Die junge Frau soll gleich durch das Hochzeitszeremoniell daran gemahnt werden, dass die mannhaften Taten ihres Gatten, dass Kriege und Schlachten auch in ihr Dasein eingreifen. Sie soll schon jetzt wissen, dass sie die Gefährtin ihres Mannes in Not und Gefahr ist und im Krieg wie im Frieden dasselbe zu tragen und zu wagen hat wie er. Das ist der tiefere Sinn des Ochsenzeuges, des aufgezäumten Rosses und der Waffengabe. In dem Bewusstsein solcher Gesinnung soll sie leben und dereinst sterben: Was sie empfangt, habe sie makellos und unverehrt an ihre Kinder weiterzugeben, von denen es die Schwiegertöchter erhalten und ihrerseits wieder an die Enkel vererben sollten.

*In Wirklichkeit sind die Hochzeitsbräuche wohl nüchterner zu deuten als Tacitus es tut. Bei den Geschenken des Bräutigams handelt es sich um eine Art Brautpreis. Diese Mitgift wurde daher ursprünglich an den Vater der Braut entrichtet. – Durch die Übergabe eines Waffenstücks begab sich die bisher unter der väterlichen Obhut stehende Tochter in die Gewalt des Mannes.

19. Heiligkeit der Ehe

Also leben die Frauen in Zucht und Keuschheit, nicht verdorben durch lüsterne Schaustellungen oder verführerische Gelage. Die Schreibkunst ist Männern und Frauen gleichermaßen unbekannt*. Ehebruch kommt trotz der großen Bevölkerungszahl äußerst selten vor. Die Bestrafung** erfolgt auf der Stelle und bleibt dem Gatten überlassen. Der schneidet der Ehebrecherin vor den Augen der Verwandten das Haar ab, reißt ihr die Oberkleidung vom Leibe, jagt sie aus dem Hause und treibt sie mit Peitschenhieben durch das ganze Dorf. Eine Frau, die ihre Keuschheit preisgegeben hat, findet kein Erbarmen; nicht Schönheit noch Jugend oder Reichtum verschafft ihr einen zweiten Mann. Denn in Germanien lacht niemand über Laster; verführen und sich verführen lassen, heißt dort nicht „dem Zeitgeist huldigen“. Besser ist es fürwahr auch heute noch um die Staaten bestellt, in denen nur Jungfrauen heiraten dürfen und mit dem Ehegelohnis die Hoffnung einer Frau auf Wiederverheiratung ein für allemal ausgeschlossen ist. Wie die Frau nur einen Leib und ein Leben hat, so erhält sie auch nur den einen Gatten; darüber hinaus soll sich kein Gedanke, keine weitere sinnliche Begierde in ihr regen. Sie soll gleichsam nicht den Mann, sondern den Ehestand (die Mutterschaft) lieben.

Die Zahl der Kinder zu beschränken oder eines der Neugeborenen*** zu töten, gilt als Frevel; und durch gute Sitten wird dort mehr erreicht als anderwärts durch gute Gesetze.

*Damit auch die geheimen Liebesbriefe, die damals in den vornehmen Kreisen Roms eine große Rolle spielten.

**Der Ehebruch der Frau wurde überaus hart geahndet; dabei fand kein besonderes Rechtsverfahren statt, sondern die Frau war der Willkür des betrogenen Gatten preisgegeben.

***Nachgeborene sind Kinder, die zur Welt kommen, wenn ein Erbe schon da ist. Im Gegensatz zu der Darstellung des Tacitus galt die Aussetzung oder Tötung eines Neugeborenen (sofern es noch keine Nahrung zu sich genommen hatte) als erlaubt, wenn es ein Krüppel war, wenn es im Verdacht der Unehchtheit stand oder wenn es sich um Notzeiten handelte.

20. Kinder und Erbrecht

Bei den Adeligen wie bei den Gemeinfreien wachsen die Kinder halbnackt und ohne besondere Pflege auf; dabei erreichen sie die prächtigen Glieder und die stattlichen Körper, die wir an ihnen bewundern. Jede Mutter nährt* ihr Kind an der eigenen Brust und überlässt es nicht der Magd oder Amme. Herrensohn und Knechtessohn kann man in der Kindheit nicht an irgendwelcher Verzärtelung in der Erziehung voneinander unterscheiden**: bei demselben Vieh, auf demselben Erdboden tummeln sie sich, bis das waffenfähige Alter den Freigeborenen vom Unfreien scheidet und seine Tüchtigkeit die adelige Herkunft erkennen lässt.

Den Liebesgenuss lernt der Jüngling erst spät kennen, deshalb ist seine Zeugungskraft ungeschwächt. Auch bei den Mädchen nimmt man sich mit der Verheiratung Zeit***; so gleichen sie den Jünglingen an Jugendkraft und zeigen ähnlich hohen Wuchs. Den jungen Männern an Stärke ebenbürtig, treten sie in die Ehe; und in den Kindern spiegelt sich die Kraft der Eltern wider.

Der Bruder der Mutter**** wacht über die Kinder seiner Schwester ebenso wie der eigene Vater. Ja, manche Stämme halten diese Bande des Blutes für noch heiliger und enger als die von Vater und Sohn und verfahren danach, wenn sie Geiseln fordern; denn sie meinen dadurch den, der die Geiseln stellt, enger und seine Sippe in erweitertem Umfang zu verpflichten.

Trotzdem sind aber Erben und Rechtsnachfolger bei jedermann immer nur die eigenen Kinder; Testamente***** gibt es bei ihnen nicht. Sind keine Kinder da, so erben zunächst die Brüder und dann die Oheime – und zwar zunächst von väterlicher, dann von mütterlicher Seite. Je mehr Blutsverwandte einer hat, je größer die angeheiratete Verwandtschaft ist, desto liebevollerer Verehrung erfreut er sich im Alter. Kinderlosigkeit bringen keinen Vorteil.

*In Rom wurde damals das Neugeborene von der (in der Regel griechischen) Amme gestillt; die Kinder wurden von dem meist fremdländischen Gesinde betreut und vielfach verzogen. In dem Fehlen der mütterlichen Fürsorge und Erziehung erblickt Tacitus (wie er im Dialog über die Rede genauer anführt) einen Hauptgrund für den römischen Sittenverfall.

**Beide wuchsen zusammen auf, spielten und hüteten gemeinsam das Kleinvieh.

***Wie es in bäuerlichen Verhältnissen der Fall zu sein pflegt, wurden auch bei den Germanen die Ehen verhältnismäßig früh geschlossen (vgl. Cäsars Mitteilung, dass es bei den Germanen für die größte Schande galt, vor dem 20. Lebensjahr Umgang mit einer Frau gehabt zu haben). Aber in Rom lag die Ehefähigkeit für den Jüngling bei 14, für das Mädchen bei 12 Jahren.

****Da die germanische Frau wohl durch die Sitte geschützt war, aber weniger durch das Recht, war es eine zweckmäßige Maßnahme, dass der Bruder bei etwaigen Übergriffen des Mannes seiner Schwester beistehen konnte.

*****Das germanische Erbrecht beruhte auf der (Bluts-) Verwandtschaft, daher waren Testamente überflüssig. Später setzten sich bei den Germanen immer stärker die römischen Rechtsanschauungen durch.

21. Fehde und Gastfreundschaft

Fehden des Vaters oder eines Verwandten müssen vom Erben ebenso mit übernommen werden wie Freundschaften. Doch dauern jene nicht unversöhnlich fort; selbst Totschlag kann mit einer bestimmten Anzahl von Rindern oder Kleinvieh gesühnt werden. An dem Wergeld hat die ganze Sippe Anteil. Dieser Brauch wirkt sich zum allgemeinen Vorteil aus; denn bei der großen Ungebundenheit können Feindschaften leicht um so gefährlicher werden.

Geselligkeit und Gastfreundschaft pflegen die Germanen so schrankenlos wie kein anderes Volk. Irgendeinen Menschen das Obdach zu verweigern, gilt als frevelhaft. Jeder bewirtet seinen Mitteln entsprechend den Gast, so gut er es vermag. Sind die ihm zugedachten Vorräte aufgezehrt*, dann macht der

Wirt seinen Gast auf eine andere Unterkunft aufmerksam und gibt ihm in eigener Person das Geleit. Un-
eingeladen treten beide in der nächsten Siedlung ein und werden mit der gleichen Freundlichkeit aufge-
nommen. Zwischen Bekannten und Unbekannten kennt das Gastrecht keinen Unterschied. Äußert der
Gast beim Scheiden einen Wunsch, so erfordert es der Anstand, ihn zu erfüllen; mit derselben Unbefan-
genheit darf auch der Gastgeber seinerseits vom Gast etwas ausbitten. Man hat an Geschenken Freude,
doch rechnet man sie dem Beschenkten nicht an; ebenso fühlt man sich durch die Annahme von Ge-
schenken nicht selbst verpflichtet.

*Z.B. das etwa für den Gast erlegte Wild. Im übrigen erforderte es die gute Sitte, die Gastfreundschaft nicht länger als drei
Tage in Anspruch zu nehmen. Die Begleitung zur nächsten Siedlung erfolgte, um den Gast vor Unheil zu schützen, aber auch,
um ein etwaiges Unrecht des Gastes zu verhindern.

22. Vom Leben im Hause

Unmittelbar nach dem Schlaf, der sehr häufig bis in den Tag hinein ausgedehnt wird, waschen sich die
Germanen öfter warm, da ja bei ihnen der Winter den größten Teil des Jahres ausmacht. Nach dem Wa-
schen nehmen sie das Frühstück ein, wobei jeder seinen Stuhl und ein besonderes Tischchen hat. Dann
gehen sie an ihre Geschäfte, doch ebenso oft zu einen Gelage*, und zwar stets in Waffen. Tag und Nacht
durchzuziehen, ist für niemanden eine Schande. Streitigkeiten, wie sie ja bei Betrunknen leicht vor-
kommen, enden selten mit bloßen Schimpfreden, häufiger mit Verletzungen oder Totschlag.

Doch auch wenn Verfeindete miteinander ausgesöhnt oder Ehen geschlossen werden sollen, wenn
jemand unter die Edelingeladen aufgenommen, ja sogar über Krieg und Frieden beraten werden soll, so ge-
schieht das zumeist bei Becherklang, als wenn der Mensch gerade dann besonders offenherzig und für
edle Gedanken empfänglich wäre. Dieses Volk, nicht verschlagen noch durchtrieben, gibt in ausgelasse-
ner Fröhlichkeit auch heut noch die sonst tief in der Brust gehüteten Geheimnisse preis; daher liegt die
Meinung aller unverhüllt und offen da. Am nächsten Tag wird die Beratung noch einmal wieder aufge-
nommen. Die Behandlung der gleichen Sache zu zwei so ganz verschiedenen Zeitpunkten hat ihren guten
Grund: Man hält Rat, wenn man sich nicht verstellen kann; man trifft die Entscheidung, wenn man – wie-
der nüchtern – nicht irren kann.

*Schon die Gesprächsstoffe lassen erkennen, dass es sich hier in der Hauptsache um die Verhältnisse bei den Edelingen han-
delt. Solche Trinkgelage müssen Ausnahmen gewesen sein; anderenfalls hätten die Germanen das römische Reich kaum zu
Fall bringen können. Zum Verständnis ist auch zu beachten, dass es damals noch keine Gasthäuser gab und die Geselligkeit
sich nur im Hause abspielte. Bier und andere Getränke wurden im einzelnen Haushalt von den Frauen für bestimmte Feste
hergestellt; für längere Zeit waren sie nicht haltbar. Wein konnten sich nur die Reichsten öfter leisten.

23. Vom Essen und Trinken

Als Getränk dient den Germanen ein Gebräu* aus Gerste oder Weizen, das durch Gärung in eine Art
Wein verwandelt wird. Außerdem kaufen die Anwohner des Rheins und der Donau echte Weine.

Die Speisen sind einfach: wildwachsendes Obst, frischerlegtes Wild** oder auch Quarkkäse. Oh-
ne umständliche Zubereitung, ohne besondere Gewürze*** wird der Hunger gestillt. Im Trinken wissen
sie weniger Maß zu halten. Würde man ihrer Trunksucht Vorschub leisten und ihnen die Möglichkeit
bieten zu trinken, soviel ihr Herz begehrt, könnte man sie durch diese ihre Charakterschwäche wohl leicht-
er zu Grunde richten als durch Kriege.

*Außer diesem „Bier“ verstanden sich die Germanen auch für die Bereitung von Met (gegärt aus Honig und Wasser) sowie
Obst- bzw. Beerenweinen.

******Entsprechend dem Klima spielte die Fleischkost bei den Germanen eine größere Rolle als in Italien. Vorzugsweise wurde natürlich das Fleisch von Haustieren verzehrt; denn Viehzucht und Ackerbau trieben die Germanen seit jeher. – Die Brotnahrung wird von Tacitus nicht besonders erwähnt. Angebaut wurde vor allem Roggen und Hafer, aber auch Gerste, Weizen und Flachs.

*******Die Germanen würzten nur mit Salz.

24. Waffentanz und Würfelspiel

An Schauspielen kennen sie nur eine einzige Art, die bei jeder festlichen Zusammenkunft wiederkehrt. Jünglinge mit nacktem Oberkörper führen zwischen Schwertern und drohend gefällten Lanzen einen Tanz* auf; sie betreiben das als Sport. Durch vieles Üben ist ihre Geschicklichkeit immer größer geworden, ihre Bewegungen immer anmutiger. Doch zeigen sie ihre Kunst nicht zum Erwerb oder für Geld – Freude der Zuschauer ist der einzige Lohn ihrer kecken Waghalsigkeit.

Das Würfelspiel betreiben die Germanen seltsamerweise auch in nüchternem Zustande und so, als ob es sich dabei um ernste Angelegenheiten handelte. Sie tun das mit solch blinder Leidenschaft im Gewinnen und Verlieren, dass sie beim letzten, entscheidenden Wurf um die eigene Freiheit spielen. Der Verlierer nimmt ohne Widerstreben das Sklavenlos auf sich. Auch wenn er der jüngere und stärkere ist, lässt er sich binden und verkaufen; so groß ist der Starrsinn der Germanen an falscher Stelle; sie selbst nennen das Treue. Übrigens geben sie einen auf solche Weise erworbenen Sklaven auf dem Handelswege weiter, um sich und dem anderen Beschämung** zu ersparen.

*Ursprünglich dürfte der Waffentanz eine religiöse Feierhandlung zu Ehren des Kriegsgottes gewesen sein.

**Nämlich: dass aus dem Spielgenossen ein Sklave geworden ist. Im übrigen werden solche Fälle schon deshalb eine sehr große Seltenheit gewesen sein, weil die Sippe des Verlierers dem Gewinner Schwierigkeiten machen konnte.

25. Die Stellung der Sklaven und Freigelassenen

Die Verwendung der anderen Sklaven erfolgt nicht in derselben Weise wie bei uns, wo die einzelnen Dienstleistungen auf das Gesinde genau verteilt sind. Vielmehr hat jeder Sklave* Haus und Hof, wo er frei schalten darf. Seinem Herrn muss er wie ein Pächter eine bestimmten Menge an Getreide, Vieh oder Web- und Spinnstoffen abliefern, und nur so weit geht seine Verpflichtung. Im übrigen werden die Arbeiten im Haushalt des Herrn von seiner Gattin und den Kindern besorgt. Es ist eine Seltenheit, wenn ein Sklave geschlagen, gefesselt oder in Fronarbeit eingespannt wird. Eher passiert es schon, dass der Herr einen Sklaven totschießt. Das geschieht dann aber nicht, um dadurch eine exemplarische Strafe zu verhängen, sondern in einer plötzlichen Aufwallung des Zornes, als wenn jemand seinen persönlichen Feind niedersticht. Allerdings wird Totschlag an einem Sklaven nicht bestraft**.

Die Freigelassenen stehen nicht viel höher als die Sklaven. Selten besitzen sie irgendwelchen Einfluss im Hause ihres Herrn, niemals in der Gemeinde. Eine Ausnahme hiervon bilden die Völker, die unter straffer Königsherrschaft*** stehen: Dort steigen die Freigelassenen über die Gemeinfreien und sogar über die Edelinges empor. Deshalb ist bei den anderen Stämmen die untergeordnete Stellung der Freigelassenen ein Beweis dafür, dass daselbst politische Freiheit herrscht.

*Das galt wohl nur für die Hörigen, nicht für die eigentlichen Sklaven (Knechte), die meist im Hause des Herrn Dienste verrichteten. Während aber in den reicheren Häusern Roms eine unverhältnismäßig hohe Zahl von männlichen und weiblichen Sklaven für die Verrichtung der einzelnen häuslichen Arbeiten zur Verfügung stand, traten bei den Germanen solche Hausklaven ungleich weniger in Erscheinung. Bei ihnen war neben der Wartung des Viehs, das Kochen, Brotbacken und Bierbrauen im allgemeinen Sache der Frauen und Kinder, ebenso das Spinnen und Weben, das Nähen und Waschen. Der Mann übernahm u.a. die anfallenden Schreiner- und Schmiedearbeiten, das Schlachten der Tiere, die Verarbeitung der Häute und Felle.

An der Feldbestellung beteiligten sich sämtliche Mitglieder der Familie nach ihren Kräften, soweit die Äcker nicht den Hörigen zu Bewirtschaftung überlassen waren.

******Rechtlich war eben auch bei den Germanen der Sklave nichts anderes als eine Sache; nur war seine Behandlung viel menschlicher als in Rom.

*******Der römische Leser dachte dabei unwillkürlich an den großen Einfluss, den Freigelassene unter manchen römischen Kaisern zu erringen vermochte.

26. Landwirtschaft

Geld und Zinsen auszuleihen und Zinsgeschäfte* zu machen, ist den Germanen ein unbekannter Begriff; und solche Unkenntnis ist wirksamer, als wenn Verbote beständen.

Der für den Ackerbau ausersehene Grund und Boden wird entsprechend der Zahl der vorhandenen Bebauern von der Gesamtheit zum allgemeinen Nutzen für eine Reihe von Jahren in Besitz** genommen und dann nach Maßgabe des Ansehens*** der einzelnen Familie zu Bearbeitung aufgeteilt****. Das geht ohne Schwierigkeiten vor sich, das weite Landstrecken zur Verfügung stehen.

Innerhalb des jedem zugeteilten Landstückes wechseln die Bebauern alljährlich die Anbaufläche, und immer bleibt anbaufähiges Land unbestellt. Denn die Germanen nutzen die Ergiebigkeit des Bodens und seine Weiträumigkeit nicht durch intensive Bearbeitung aus, wie wir es tun; sie legen keine Obstpflanzungen an und kennen weder Wiesenkultur noch Bewässerung der Gärten*****. Es wird nur Getreide gesät; und man erwartet, dass die Erde es zur Reife bringt.

Daher unterscheiden sie auch nicht so viele Jahreszeiten***** wie wir. Nur für Winter, Frühling und Sommer haben sie Begriff und Bezeichnung; den Herbst kennen sie weder dem Namen noch den Gaben nach.

*Während in Innern Germaniens noch durchaus die Naturalwirtschaft (Tauschhandel) vorherrschte (vgl. Kap. 5), bestand in Italien schon ein ausgedehntes Bankwesen mit Überweisungen, Kreditbriefen usw.

**Ob es sich bei dieser Besitznahme um bisher unbebauten Boden handelte, der von Strauchwerk und Bäumen frei gemacht werden musste, oder etwa um erobertes Gebiet, sagt uns Tacitus nicht.

***Die Größe der Zuteilung richtet sich nach Rang und Würde des Betreffenden; wir haben es danach schon mit Anfängen einer Individualwirtschaft und wohlgeordneten Verhältnissen zu tun. – Wenn Cäsar berichtet, die Germanen hätten keinen Eigenbesitz an Grund und Boden gehabt, sondern die Äcker gemeinschaftlich bestellt, die Ernte geteilt und Feldmarken sowie Wohnstätten jährlich gewechselt, so hat er offenbar Verhältnisse westgermanischer Stämme, die sich auf der Suche nach neuem Wohnraum südwärts verschoben, verallgemeinert.

****In Italien stand den wenigen Besitzern von Riesengütern (Latifundien) die große Masse der völlig besitzlosen Proletarier gegenüber.

*****Wie der Ackerbau, war auch der einfachere Gemüsebau den Germanen seit jeher bekannt. Aber die intensive Bewirtschaftung des Ackerlandes, die Mehrzahl der Küchengemüse, den vereinfachten Obst- und Gartenbau sowie den Weinbau übernahmen die Germanen erst von den Römern, wie sich aus den Namen der meisten Gartengewächse und Fruchtarten ergibt.

*****Ursprünglich wurde überhaupt nur zwischen Winter und Sommer unterschieden.

27. Totenbestattung

Bei den Leichenbegängnissen herrscht keinerlei Gepränge. Nur nimmt man darauf Bedacht, dass die Leichen berühmter Männer im Feuer bestimmter Holzarten* verbrannt werden. Der Scheiterhaufen wird nicht mit Teppichen und Räucherwerk überladen; seine Waffen** werden einem jeden beigegeben, bei manchen wird auch das Ross mitverbrannt. Hochragende, kunstvolle Grabdenkmäler werden vermieden; sie erscheinen den Germanen als eine Last für den im Grabe Ruhenden, nicht als eine Ehrung. Das Klagen und Weinen währt nur kurz, Schmerz und Gram halten lange an. Für eine Frau schickt sich sichtbare Trauer, für den Mann ein treues Gedenken.

Das ist alles, was ich im allgemeinen über Ursprung und Sitten der Germanen insgesamt erfahren habe. Nunmehr will ich die Einrichtungen und Gebräuche einzelner Völkerschaften, soweit sie anders sind, schildern und dabei auch bemerken, welche Germanenstämme nach Gallien eingewandert sind.

*Nach den Bodenfunden Eiche, Buche, Kiefer, Wacholder. – Seit dem 8. Jahrhundert v. 0 waren die Germanen von der ursprünglichen Erdbestattung allgemein zur Leichenverbrennung übergegangen; das Christentum hatte die Feuerbestattung wieder verboten.

**Den Frauen wurden, wie die Bodenforschung lehrt, Nadeln, Messer usw. mitgegeben, den Kindern ihr Spielzeug.

II. Teil: einzelne Stämme Germaniens

28. Nichtgermanen rechts des Rheins und links der Donau. Germanen links des Rheins

Dass die Gallier einst überlegen waren, bezeugt ein Gewährsmann ersten Ranges, der göttliche Julius Cäsar. Man darf daher annehmen, dass auch Gallier nach Germanien hinübergezogen* sind. Denn wie wenig hinderte der Strom, dass ein Stamm, der gerade erstarkt war, neue Wohnsitze einnahm, wenn sie noch allgemein zugänglich und nicht unter königliche Gewalthaber aufgeteilt waren!

So hausten zwischen dem herkynischen Walde, dem Rhein und dem Main die Helvetier und weiter ostwärts die Bojer, beides gallische Stämme. Der Name Boihämum ist bis heute geblieben und gibt Kunde von der Vorzeit des Landes, wenn auch die Bewohner gewechselt haben.

Ob jedoch die Aravisker aus dem Gebiet der Oser, eines germanischen Stammes, nach Pannonien oder die Oser von den Araviskern aus nach Germanien gewandert sind - beide Völkerschaften haben noch heute dieselbe Sprache, dieselben Einrichtungen und Gebräuche - steht nicht fest; denn ehemals bot das Land nördlich wie südlich der Donau bei gleicher Armut und Unabhängigkeit dieselben Vorzüge und Nachteile.

Die Treverer und Nervier rühmen sich allzu sehr ihres Anspruchs auf germanische Herkunft, als schlosse schon ein solcher Adel des Blutes die Verwechslung mit gallischer Schlaffheit aus. Am Rheinufer selbst wohnen unzweifelhaft Germanenstämme: die Vangionen, Triboker und Nemeter. Auch die Ubier schämen sich ihres Ursprungs nicht, obwohl ihnen ihre Verdienste die Stellung einer römischen Kolonie eingebracht haben und sie sich lieber nach der Gründerin ihrer Stadt als Agrippinenser bezeichnen. Sie haben vor Zeiten den Rhein überschritten und wurden, da ihre Treue sich bewährte, unmittelbar am Ufer angesiedelt, als Wächter, nicht als Bewachte.

*Die römischen Schriftsteller gingen von der irrigen Voraussetzung aus, dass Gallien (Frankreich) die Urheimat der Kelten sei. In Wirklichkeit verhält es sich so, dass die ursprünglich im westlichen Mitteleuropa wohnenden Kelten sich vor den aus dem Norden und Nordosten andrängenden Germanen in langen Zeiträumen immer mehr nach Süden und Südwesten zurückziehen mussten; dabei sind versprengte Reste der Kelten unter germanischer Herrschaft zurückgeblieben.

29. Rechtsrheinische Germanen im Verband des römischen Reiches. Zehntland

Von allen diesen Stämmen sind die Bataver am tapfersten. Sie bewohnen einen Streifen am linken Ufer und in der Hauptsache die Rheininsel. Ursprünglich ein Zweig der Chatten, zogen sie wegen inneren Zwistes in die jetzigen Wohnsitze, wo sie dem römischen Reiche einverleibt werden sollten. Die Ehre und Auszeichnung alter Bundesgenossenschaft hat bis heute Bestand; denn kein Zins demütigt sie, und kein Steuerpächter presst sie aus. Frei von Lasten und Abgaben und einzig Kampfzwecken vorbehalten, werden sie wie Wehr und Waffen für Kriege aufgespart.

In gleicher Abhängigkeit steht der Stamm der Mattiaker. Denn die Hoheit des römischen Volkes hat sich auch jenseits des Rheines und jenseits der alten Reichsgrenzen Achtung verschafft. So haben sie Gebiet und Wohnsitz auf germanischer Seite, doch Herz und Gesinnung bei uns. im übrigen gleichen sie den Batavern, nur dass Bodenbeschaffenheit und Klima ihres Landes sie mit noch größerer Lebhaftigkeit begabt haben.

Nicht zu den Völkerschaften Germaniens möchte ich die Leute rechnen, die das Zehntland* bebauen, wenn sie sich auch jenseits von Rhein und Donau angesiedelt haben; gallisches Gesindel und aus Not Verwegene eigneten sich den umstrittenen Boden an. Bald darauf wurden der Grenzwall angelegt und die Wachen vorgeschoben; seither gilt das Gebiet als Vorland des Reiches und Teil der Provinz.

*Die Grenze zwischen dem römischen Reich und den Germanen wurde im allgemeinen durch Rhein und Donau gebildet (vgl. Kap. 1). Zur Abkürzung des durch beide Flüsse gebildeten Winkels besetzten aber die Römer das nur dünn bevölkerte Gebiet nördlich der oberen Donau und nannten es – wohl nach dem Zehnten, den die Pächter von dem Ernteertrag zu entrichten hatten – das Zehntland. Dann riegelten sie es nach dem freien Germanien hin durch einen Grenzwall (Limes) ab, der ungefähr bei Rheinbrohl-Hönnigen begann und bei Kelheim an der Donau endete (Länge etwa 500 km). Dieses Zehntland wurde (ebenso wie die linksrheinischen Provinzen Ober- und Niedergermanien) mit der Zeit römische Kulturlandschaft.

30. Chatten (1)

Weiter nördlich beginnt mit dem herkynischen Walde das Land der Chatten; sie wohnen nicht in so flachen und sumpfigen Gebieten wie die übrigen Stämme, die das weite Germanien aufnimmt. Denn die Hügel dauern an und werden erst allmählich seltener, und so begleitet der herkynische Wald seine Chatten und endet mit ihnen.

Bei diesem Volk sind kräftiger die Gestalten, sehnig die Glieder, durchdringend der Blick und größer die geistige Regsamkeit. Für Germanen zeigen sie viel Umsicht und Geschick: sie stellen Männer ihrer Wahl an die Spitze, gehorchen den Vorgesetzten, kennen Reih und Glied, nehmen günstige Umstände wahr, verschieben einmal einen Angriff, teilen sich ein für den Tag, verschanzen sich für die Nacht; das Glück halten sie für unbeständig und nur die eigene Tapferkeit für beständig. Und was überaus selten und sonst allein römischer Kriegszucht* möglich ist: sie geben mehr auf die Führung als auf das Heer. Ihre Stärke liegt ganz beim Fußvolk, dem sie nicht nur Waffen, sondern auch Schanzzeug und Verpflegung aufbürden; andere sieht man in die Schlacht ziehen, die Chatten in den Krieg.

Selten kommt es zu Streifzügen und nicht geplantem Kampf. Es ist ja auch die Art berittener Streitkräfte, rasch den Sieg zu erringen und rasch wieder zu entweichen; doch Schnelligkeit grenzt an Furcht, Zögern kommt standhaftem Mute näher.

*Die Chatten ahmten zwar Roms Kriegskunst nach, lehnten aber sonst im Gegensatz zu den in Kap. 28 und 29 genannten Germanen jeden römischen Einfluss ab.

31. Chatten (2)

Ein Brauch, der auch bei anderen germanischen Stämmen vorkommt, jedoch selten und als Beweis vereinzelten Wagemuts, ist bei den Chatten allgemein üblich geworden: mit dem Eintritt in das Mannesalter lassen sie Haupthaar und Bart wachsen*, und erst, wenn sie einen Feind erschlagen haben, beseitigen sie diesen der Tapferkeit geweihten und verpfändeten Zustand ihres Gesichtes. Über dem Blut und der Waffenbeute enthüllen sie ihre Stirn und glauben, erst jetzt die Schuld ihres Daseins entrichtet zu haben und des Vaterlandes sowie ihrer Eltern würdig zu sein. Die Feigen und Kriegsscheuen behalten ihren Wust.

Die Tapfersten tragen überdies einen eisernen Ring** - sonst eine Schande bei diesem Stamme - wie eine Fessel, bis sie sich durch Tötung eines Feindes davon befreien. Vielen Chatten gefällt dieses Aussehen, und sie werden grau mit ihren Kennzeichen, von Freund und Feind gleichermaßen beachtet. Sie eröffnen jeden Kampf; sie sind stets das vorderste Glied, ein befremdender Anblick; denn auch im Frieden nimmt ihr Gesicht kein milderes Aussehen an. Keiner von ihnen hat Haus oder Hof oder sonstige Pflichten; wen immer sie aufsuchen, von dem lassen sie sich je nach den Verhältnissen bewirten; sie sind Verschwender fremden und Verächter eigenen Gutes, bis das kraftlose Alter sie zu so rauhem Kriegerdasein unfähig macht.

*Der freie Germane trug langes Haar, das er natürlich pflegte (Kämme und Schermesser sind durch Bodenfunde als Grabbeigaben erwiesen). Die Besonderheit bei den Jungmannen der Chatten bestand darin, dass sie Haupt- und Barthaar wild wachsen und ungekämmt ins Gesicht hängen ließen. Erst nach Erlegung eines Feindes strichen sie ihr Haar aus der Stirn und pflegten es von da an.

** Durch die Anlegung des eisernen Ringes weihte sich der Krieger gleichsam zum Knecht des Kriegsgottes; doch wir wissen nicht, ob es sich dabei um einen Hals- und Armreifen handelte oder um einen Fingerring.

32. Usiper und Tenceterer

Den Chatten zunächst, wo der Rhein noch ein festes Bett hat und als Grenzscheide genügt, wohnen die Usiper und Tenkterer. Die Tenkterer überragen den üblichen Kriegerstolz durch ihre vorzüglich geschulte Reiterei, und ebenso großes Ansehen wie das Fußvolk der Chatten genießt die Reitertruppe der Tenkterer. So führten es die Vorfahren ein und halten es auch die Nachkommen; hierin besteht das Spiel der Kinder, hierin der Wetteifer der Jugend und die ständige Übung der Alten. Wie das Gesinde, der Wohnsitz und alle Rechte der Nachfolge vererben sich auch die Pferde; ein Sohn empfängt sie, doch nicht, wie alles andere, der erstgeborene, sondern jeweils der streitbarste und tapferste.

33. Bructerer, Chamaver und Angrivarier

In der Nähe der Tenkterer stieß man einst auf die Bructerer; jetzt sind, wie es heißt, die Chamaver und Angrivarier dorthin gezogen. Denn die verbündeten Nachbarstämme hatten die Bructerer geschlagen und gänzlich ausgerottet, aus Erbitterung über ihren Hochmut oder aus Beutelust oder weil die Götter uns eine Gunst erzeigten; denn sie gewährten uns sogar das Schauspiel der Schlacht. Über 60 000 sind dort gefallen, nicht durch römische Wehr und Waffen, sondern, was noch erhebender ist, ganz zu unserer Augenweite*. Es bleibe**, so flehe ich, und bestehe fort bei diesen Völkern, wenn nicht Liebe zu uns, so doch gegenseitiger Hass; denn bei dem lastenden Verhängnis des Reiches kann das Geschick nichts Besseres mehr darbieten als die Zwietracht der Feinde.

*Vom hochgelegenen Lager Xanten aus konnten die Römer tief ins Bructererland hineinblicken, Zuschauern gleichend, die sich an Gladiatorenspielen erfreuen.

** Das deutsche Grundübel der Uneinigkeit hat schon Tacitus zutiefst erfüllt. Ebenso hat er früher als andere die vom Norden her dem römischen Imperium drohende Gefahr vorausgesehen und war darum von schwerer Sorge für dessen Fortbestand erfüllt.

34. Dulgubnier, Chasuarier und Friesen

An die Angrivarier und Chamaver schließen sich südostwärts die Dulgubnier und Chasuarier an sowie andere, weniger bekannte Stämme; im Norden folgen die Friesen. Nach der Volkszahl unterscheidet man Groß- und Kleinfriesen. Beide Stämme werden bis zum Weltmeer hin vom Rheine eingesäumt und umgeben zudem unermessliche Seen, auf denen schon römische Flotten gefahren sind.

Ja, selbst auf das Weltmeer haben wir uns dort hinausgewagt, und wie die Kunde verbreitet, gibt es da noch Säulen des Herkules*, mag der Held wirklich dorthin gelangt sein oder mögen wir uns angewöhnt haben, alles Großartige in der Welt mit seinem berühmten Namen zu verbinden. Auch hat es dem Drusus Germanicus an Wagemut nicht gefehlt, doch hat die See verhindert, dass man sich über sie und zugleich über Herkules Gewissheit verschaffte. Hernach hat sich niemand mehr getraut, und es galt für frömmere und ehrfürchtiger, an die Taten der Götter zu glauben als von ihnen zu wissen.

*Als Herculessäulen wurden nicht nur die Klippen bei Gibraltar bezeichnet, sondern auch andere; hier ist an die Felsklippen Helgolands zu denken (vgl. Die Atlanter von Jürgen Spanuth, Grabert-Verlag).

35. Chauken

Bis jetzt haben wir Germanien nach Westen hin kennengelernt; nach Norden springt es in riesiger Ausbuchtung zurück. Und sogleich an erster Stelle zieht sich der Stamm der Chauken, der bei den Friesen beginnt und einen Teil der Küste besitzt, an der Seite sämtlicher von mir erwähnter Stämme hin und reicht mit einem Zipfel bis ins Land der Chatten.

Dieses unermessliche Gebiet nennen die Chauken nicht nur ihr eigen, sie füllen es vielmehr auch aus, ein unter den Germanen sehr angesehener Stamm, der es vorzieht, seine Größe durch Rechtlichkeit zu behaupten. Frei von Habgier, frei von Herrschsucht, leben sie still und für sich; sie reizen nicht zum Kriege, sie gehen nicht auf Raub oder Plünderung aus. Das ist der vorzüglichste Beweis ihres Mutes und ihrer Macht, dass sie ihre Überlegenheit nicht auf Gewalttaten gründen. Doch haben alle die Waffen zur Hand, und sooft die Not es erfordert, steht ein Heer bereit, zahlreich an Männern und Pferden. Auch wenn sie Frieden haben, ist ihr Ruf der gleiche.

36. Cherusker

Als Nachbarn der Chauken und Chatten gaben sich die Cherusker unbehelligt einem allzu langen und erschlaffenden Frieden hin. Der brachte ihnen mehr Behagen als Sicherheit; denn es ist verfehlt, unter Herrschsüchtigen und Starken der Ruhe zu pflegen. Wo das Faustrecht gilt, sind Mäßigung und Rechtchaffenheit Namen, die nur dem Überlegenen zukommen. So werden die Cherusker, die einst die guten und gerechten hießen, jetzt Tölpel und Toren genannt; den siegreichen Chatten rechnet man das Glück als Klugheit an.

Der Sturz der Cherusker riss auch die Foser mit sich, einen benachbarten Stamm; im Missgeschick sind sie Bündner gleichen Rechts, während sie im Glück zurückstehen mussten.

37. Cimbern (dabei Rückblick auf die Kämpfe zwischen Römern und Germanen)

In derselben Ausbuchtung, unmittelbar am Meere, wohnen die Cimbern, jetzt eine kleine Völkerschaft, doch gewaltig an Ruhm. Von der einstigen Geltung sind weithin Spuren erhalten, ausgedehnte Lagerplätze jenseits und diesseits des Rheines, an deren Umfang man jetzt noch die ungeheure Arbeitskraft dieses Stammes und die Glaubwürdigkeit des großen Wanderzuges ermessen kann.

640* Jahre zählte unsere Stadt, als man unter dem Konsulat des Caecilius Metellus und Papinus Carbo zum ersten Male von den Waffentaten der Kimbern vernahm. Rechnen wir von da ab bis zum zweiten Konsulat des Kaisers Trajan**, dann ergeben sich ungefähr 210 Jahre: so lange schon wird Germanien besiegt!

Im Verlauf dieser langen Zeit erlitten beide Seiten schwere Verluste. Nicht der Samnite, nicht die Punier, nicht die spanischen oder die gallischen Lande, ja nicht einmal die Parther machten öfter von sich reden: stärker noch als die Königsmacht des Arsakes ist das Freiheitsstreben der Germanen. Denn was kann uns der Osten weiter vorhalten als den Untergang des Crassus? Dafür büßte er seinerseits den Pacorus ein und musste sich einem Ventidius beugen.

Anders die Germanen; sie haben Carbo und Cassius und Scaurus Aurehus und Servihus Caepio und Maximus Malhus geschlagen oder gefangengenommen und so zugleich dem römischen Volke fünf konsularische Heere entrissen, ja sogar dem Kaiser Augustus den Varus*** und mit ihm drei Legionen, und nicht ohne eigene Verluste rang sie C. Manus in Italien, der göttliche Cäsar in Gallien, Drusus und Nero und Germanicus in ihrem eigenen Lande nieder; bald danach nahmen die ungeheuren Drohungen des Kaisers Gaius ein lächerliches Ende.

Seitdem war Ruhe, bis die Germanen, unsere Zwietracht und den Bürgerkrieg ausnutzend, die Winterlager der Legionen erstürmten und selbst Gallien zu gewinnen suchten. Und nachdem sie von dort wieder vertrieben waren, hat man in jüngster Zeit Siege über sie mehr gefeiert als wirklich errungen.

* Da Rom nach landläufiger Auffassung 753 v. 0 gegründet wurde, ergibt sich für das Konsulat des Metellus und Carbo das Jahr 133 v. 0.

**Das zweite Konsulat Trajans fiel ins Jahr 98 n. 0; die Germania des Tacitus muss darum entweder im gleichen Jahr entstanden sein oder doch wenigstens gleich danach.

***Im Jahre 9 n. 0 besiegte eine germanische Streitmacht, geführt durch Arminius, im Teutoburger Walde bei KALKRIESE (Osnabrück) 3 römische Legionen und vernichtete sie vollständig. Die Legionen wurden von dem Feldherren Varus geführt und darum ging diese Schlacht als die Varusschlacht in die Geschichte ein.

Tacitus über Arminius: „Er war unstreitig Germaniens Befreier, und ein Mann, der nicht wie andere Könige und Heerführer die erst beginnende Macht der Römer, sondern deren Herrschaft in der höchsten Blüte anzugreifen wagte, in Schlachten nicht immer glücklich, im Kriege unbesiegt.“ - aus: Die Annalen, zweites Buch, Kapitel 88, von Publius Cornelius Tacitus.

38. Vorbemerkung über die Gesamtheit der Sueben

Jetzt habe ich von den Sueben zu berichten. Sie sind nicht, wie die Chatten oder Tenkterer, ein einheitlicher Stamm; sie bewohnen nämlich den größeren Teil Germaniens und gliedern sich wieder in besondere Stämme mit eigenen Namen, wenn sie auch insgesamt als Sueben bezeichnet werden.

Ein Kennzeichen des Stammes ist es, das Haar seitwärts zu streichen und in einem Knoten hochzubinden. So unterscheiden sich die Sueben von den übrigen Germanen, so bei ihnen selbst die Freien von den Sklaven. Auch andere Stämme kennen den Brauch, sei es durch Verwandtschaft mit den Sueben oder, wie es häufig geschieht, durch Nachahmung; doch befolgt man ihn selten und nur in der Jugendzeit. Bei den Sueben hingegen kämten sie bis ins hohe Alter das widerstrebende Haar nach hinten und knüpfen es oft genau auf dem Scheitel* zusammen; die Vornehmen tragen es noch kunstvoller.

Das ist Schönheitspflege, aber von harmloser Art; denn nicht um zu lieben oder geliebt zu werden, richten sie sich her, sondern um recht groß und furchtbar zu erscheinen, wenn sie in den Krieg ziehen: für das Auge des Feindes ist der Putz bestimmt.

*Wie die Denkmäler zeigen, wurde das Haar in der Regel von links über den Scheitel nach rechts gekämmt und dicht an der Schläfe über den rechten Ohr zu einen Knoten verschlungen. Die älteren Leute machten infolge ihres spärlichen Haarwuchses statt des Schläfenknotens lieber einen Scheitelknoten.

39. Semnonen

Als die ältesten und vornehmsten Sueben betrachten sich die Semnonen. Den Glauben an ihr hohes Alter bestätigt ein religiöser Brauch. Zu bestimmter Zeit treffen sich sämtliche Stämme desselben Geblüts, durch Abgesandte vertreten, in einem Haine, der durch die von den Vätern geschauten Vorzeichen und durch uralte Scheu geheiligt ist. Dort leiten sie mit öffentlichem Menschenopfer die schauerhafte Feier ihres rohen Brauches ein.

Dem Hain wird auch sonst Verehrung bezeigt: niemand betritt ihn, er sei denn gefesselt, um seine Unterwürfigkeit und die Macht der Gottheit* zu bekunden. Fällt jemand hin, so darf er sich nicht aufheben lassen oder selbst aufstehen; auf dem Erdboden wälzt er sich hinaus. Insgesamt gründet sich der Kultbrauch auf den Glauben, dass von dort der Stamm sich herleite, dort die allbeherrschende Gottheit wohne, der alles andere unterworfen, gehorsam sei.

Der Wohlstand der Semnonen erhöht ihr Ansehen: sie bewohnen hundert Gaue, und die Größe ihrer Gemeinschaft veranlasst sie, sich für den Hauptstamm der Sueben zu halten.

*Manche denken bei der Gottheit an Ziu (Mars), der bei den aus den Semnonen hervorgegangenen Schwaben besondere Verehrung genoss.

40. Langobarden und andere Nerthusverehrer

Dagegen macht die Langobarden die geringe Zahl berühmt: inmitten zahlreicher, sehr starker Stämme sind sie nicht durch Gefügigkeit, sondern durch Kampf und Wagemut geschützt. Dann folgen die Reudigner, Avionen, Angher, Variner, Eudosen, Suardonen und Nuitonen; ihnen allen gewähren Flüsse oder Wälder Sicherheit. Im einzelnen haben sie nichts Bemerkenswertes, insgesamt aber verehren sie Nerthus*, das heißt die Mutter Erde, und glauben, die Göttin nehme teil am Treiben der Menschen, sie fahre bei den Stämmen umher.

Es gibt auf einer Insel des Weltmeeres einen heiligen Hain, und dort steht ein geweihter Wagen, mit Tüchern bedeckt; einzig der Priester darf ihn berühren. Er bemerkt das Eintreffen der Göttin im Allerheiligsten; er geleitet sie in tiefer Ehrfurcht, wenn sie auf ihrem mit Kühen bespannten Wagen dahinfährt. Dann folgen frohe Tage; festlich geschmückt sind alle Orte, denen die Göttin die Huld ihrer Ankunft und Rast gewährt. Man zieht nicht in den Krieg, man greift nicht zu den Waffen**; verschlossen ist alles Eisen. Dann kennt, dann liebt man nur Ruhe und Frieden, bis die Göttin, des Umgangs mit Menschen müde, vom gleichen Priester ihrem Heiligtum zurückgegeben wird. Dann werden Wagen und Tücher und, wenn man es glauben will, die Gottheit selbst in einem entlegenen See gewaschen. Sklaven sind hierbei behilflich, und alsbald verschlingt sie derselbe See. So herrscht denn ein geheimes Grauen und heiliges Dunkel, was das für ein Wesen sei, das nur Todgeweihte schauen dürfen.

*Die durch den Nerthuskult miteinander verbundenen kleinen Völkerschaften wohnten auf der norddeutschen Seenplatte im heutigen Schleswig-Holstein und Mecklenburg; der heilige Hain lag vermutlich auf einer Ostseeinsel. Die Ertränkung der Sklaven ist als ein der Nerthus dargebrachtes Opfer aufzufassen; manche Gelehrte möchten in der Schilderung des Tacitus gern ein Missverständnis sehen und annehmen, dass es sich nur um ein sinnbildliches Ertränken (d. h. um ein Untertauchen) gehandelt habe. – Nach der Darstellung des Tacitus hat man sich die Göttin nicht als im Bilde anwesend vorzustellen; der Priester wird ihr Erscheinen aus ihrem Wirken festgestellt haben, z. B. aus dem Aufblühen gewisser Frühlingsblumen. Wenn Tacitus andererseits von einem „Waschen“ spricht, kann es sich dabei nur um ein körperliches Sinnbild der Wachstumskraft der Erde gehandelt haben (Nerthus ist die Göttin des Wachstums und der Fruchtbarkeit).

******Nach Kap. 13 erledigten die Germanen alle öffentlichen und privaten Angelegenheiten in Waffen (natürlich nicht die häuslichen Arbeiten und dgl.).

41. Hermunduren

Dieser Teil von Suebien reicht bis in die entlegeneren Gebiete Germaniens.

Näher - um wie vorhin dem Rhein, so jetzt der Donau zu folgen - wohnt der Stamm der Hermunduren, den Römern treu ergeben. Daher sind sie die einzigen Germanen, die nicht nur am Donauufer, sondern auch im Inneren des Landes und in der prächtigen Kolonie der Provinz Rätien Handel treiben dürfen. Sie kommen allerorten und ohne Beaufsichtigung über die Grenze*. Und während wir den übrigen Stämmen nur unsere Waffen und Feldlager zeigen, haben wir den Hermunduren unsere Häuser und Gutshöfe geöffnet; sie sind ja frei von Begehrlichkeit.

In ihrem Gebiet entspringt die Elbe**, einst ein berühmter und wohlbekannter*** Fluss; jetzt weiß man von ihm nur durch Hörensagen.

*Im allgemeinen durften die Germanen die Grenze nur an bestimmten Stellen überschreiten; beim Übertritt mussten sie die Waffen abgeben und vielfach sogar ein Kopfgeld hinterlegen, was sie als demütigend empfanden.

**Erst später stellten die Römer als Quellgebiet der Elbe das Riesengebirge fest.

***Allgemein bekannt wurde die Elbe in Rom, als Drusus (12-9 v. 0) den römischen Machtbereich bis zur Elbe vorschob; Augustus wollte dadurch für das Reich eine Grenzlinie gewinnen, die sich mit einem geringen Truppenaufgebot verteidigen ließ. Durch die Niederlage des Varus im Teutoburger Walde (9 n. 0) brach die römische Herrschaft zwischen Rhein und Elbe wieder zusammen.

42. Naristen, Marcomannen und Quaden

Neben den Hermunduren wohnen die Narister und weiterhin die Markomannen und Quaden. Die Marcomannen zeichnen sich durch Ruhm und Stärke aus, und sogar ihre jetzigen Wohnsitze, aus denen sie einst die Bojer vertrieben, sind ein Lohn der Tapferkeit. Auch die Narister und Quaden schlagen nicht aus der Art. Diese Gegend ist sozusagen die Stirnseite Germaniens, soweit sie von der Donau gebildet wird.

Die Markomannen und Quaden hatten bis auf unsere Zeit Könige aus dem eigenen Stamme, aus dem edlen Geschlecht des Marbod und Tuder; jetzt lassen sie sich auch fremde gefallen. Doch ihre Stellung und Macht verdanken die Könige römischem Einfluss. Wir unterstützen sie selten mit Truppen, öfters mit Geld, und sie stehen sich dabei nicht schlechter.

43. Lugier (Naharvalen, Harier) und andere Ostsueben

An die Markomannen und Quaden schließen sich weiter rückwärts die Marsigner, Kotiner, Oser und Burer an. Von ihnen geben sich die Marsigner und Burer durch Sprache und Lebensweise als Sueben zu erkennen. Bei den Kotinern beweist die gallische, bei den Osern die pannonische Mundart, dass sie keine Germanen sind, und überdies ertragen sie Abgaben: sie müssen sie als landfremde Stämme teils an die Sarmaten, teils an die Quaden entrichten. Die Kotiner fördern sogar Eisen, was sie noch verächtlicher macht.

Alle diese Stämme haben nur wenig ebenes Gebiet; meist wohnen sie auf bewaldeten Höhen. Denn der Kamm einer fortlaufenden Gebirgskette teilt und durchschneidet das Suebenland. Jenseits des Kammes hausen noch zahlreiche Völkerschaften. Von ihnen haben sich die Lugier am weitesten ausgebreitet; sie gliedern sich in mehrere Einzelstämme. Es genügt, die bedeutendsten zu nennen: die Harier, Helvekonen, Manimer, Helisier und Naharnavaler.

Bei den Naharnavalern zeigt man einen Hain, eine uralte Kultstätte. Vorsteher ist ein Priester in Frauentracht; die Gottheiten, so wird berichtet, könnte man nach römischer Auffassung Kastor und Pollux nennen.

Ihnen entsprechen sie in ihrem Wesen; sie heißen Alken. Es gibt keine Bildnisse; keine Spur weist auf einen fremden Ursprung des Kultes; gleichwohl verehrt man sie als Brüder, als Jünglinge. Im übrigen sind die Harier den soeben genannten Stämmen an Kräften überlegen. Ohnehin von schrecklichem Aussehen, kommen sie der angeborenen Wildheit durch Kunst und Ausnutzung der Zeit zu Hilfe. Schwarz sind die Schilde, gefärbt die Leiber; dunkle Nächte wählen sie zum Kampf, und schon das Grauensvolle und Schattenhafte ihres Totenheeres jagt Schrecken ein: kein Feind hält dem ungewohnten und gleichsam höllischen Anblick stand. Denn in jeder Schlacht erliegen ja zuerst die Augen.

44. Goten, Rugier, Lemovier und Suionen

Nördlich der Lugier leben die Gotonen. Sie werden von Königen beherrscht, schon etwas straffer als die übrigen Germanenstämme, doch nicht bis zum Verlust der Freiheit. Unmittelbar darauf folgen die Rugier und Lemovier; sie wohnen an der Meeresküste. Kennzeichnend für alle diese Stämme sind runde Schilde, kurze Schwerter und Gehorsam gegenüber Königen.

Dann kommen, schon im Meere, die Stämme der Suionen; sie haben außer Männern und Waffen auch starke Flotten. Die Gestalt ihrer Schiffe zeichnet sich dadurch aus, dass beide Enden einen Bug haben und stets eine Stirnseite zum Landen bereit ist. Auch benutzen sie keine Segel, noch machen sie die Ruder in Reihen an den Schiffswänden fest; lose, wie manchmal auf Flüssen, und je nach Bedarf hier oder dort verwendbar ist das Ruderwerk.

Bei den Suionen steht auch Reichtum in Ehren, und deshalb herrscht einer, schon ohne jede Beschränkung, mit unwiderruflichem Anrecht auf Gehorsam. Auch sind dort die Waffen nicht, wie bei den übrigen Germanen, in freiem Gebrauch, sondern eingeschlossen, und zwar unter Aufsicht eines Sklaven. Denn plötzliche Überfälle von Feinden verhindert das Meer; außerdem neigen bewaffnete Scharen im Frieden leicht zu Ausschreitungen. Und wahrhaftig, dass kein Adliger oder Freigeborener, nicht einmal ein Freigelassener, die Waffen unter sich habe, ist ein Gebot der königlichen Sicherheit.

45. Das Nordmeer. Ästier (Bernstein!) und Sitonen

Nördlich der Sitonen liegt abermals ein Meer, träge und nahezu unbewegt. Dass es den Erdkreis* ringsum begrenze und einschließe, ist deshalb glaubwürdig, weil der letzte Schein** der schon sinkenden Sonne bis zum Wiederaufgang anhält, und zwar so hell, dass er die Sterne überstrahlt. Die Einbildung fügt noch hinzu, man vernehme das Tönen der emportauchenden Sonne*** und erblicke die Umrisse der Pferde und das strahlenumkränzte Haupt. Dort liegt - und die Kunde ist wahr - das Ende der Welt.

Doch weiter: an seiner Ostküste bespült das suebische Meer die Stämme der Ästier. In Brauchtum und äußerer Erscheinung stehen sie den Sueben nahe, in der Sprache eher den Britanniern. Sie verehren die Mutter der Götter. Als Wahrzeichen ihres Kultes tragen sie Bilder von Ebern: die dienen als Waffe und Schutzwehr gegen jede Gefahr und gewähren dem Verehrer der Göttin selbst unter Feinden Sicherheit.

Selten werden Waffen aus Eisen verwendet, häufiger Knüttel. Getreide und andere Feldfrüchte ziehen die Ästier mit größerer Geduld, als die übliche Trägheit der Germanen erwarten lässt.

Doch auch das Meer durchsuchen sie, und als einzige unter allen Germanen sammeln sie an seichten Stellen und schon am Strande den Bernstein****, der bei ihnen "Glesum" heißt. Was er ist oder wie er entsteht, haben sie nach Barbarenart nicht untersucht oder in Erfahrung gebracht; ja er lag sogar lange Zeit unbeachtet unter den übrigen Auswürfen des Meeres, bis ihm unsere Putzsucht Wert verlieh. Sie selbst verwenden ihn gar nicht; roh wird er gesammelt, unbearbeitet überbracht, und staunend nehmen sie den Preis entgegen. Dass es sich jedoch um den Saft von Bäumen handelt, ist unverkennbar: oft schimmern allerlei kriechende und auch geflügelte Tierchen durch, die sich in der Flüssigkeit verfangen und dann von der erstarrenden Masse eingeschlossen wurden. Wie in entlegenen Gebieten des Ostens, wo die Bäume Weihrauch und Balsam ausschwitzen, so gibt es, möchte ich annehmen, auch auf Inseln und in

Ländern des Westens besonders ertragreiche Gehölze und Haine. Deren Säfte quillen unter den Strahlen der nahen Sonne hervor, rinnen flüssig in das angrenzende Meer und werden dann von der Gewalt der Stürme an die gegenüberliegenden Küsten geschwemmt. Bringt man Bernstein ans Feuer, um seine Eigenschaften zu prüfen, so brennt***** er wie ein Kienspan und gibt eine ölige und stark riechende Flamme; hernach wird er zäh wie Pech oder Harz.

Den Sujonen schließen sich die Stämme der Sitonen an. Im allgemeinen den Sujonen ähnlich, unterscheiden sie sich dadurch, dass eine Frau die Herrschaft hat: so tief sind sie nicht nur unter die Freiheit, sondern selbst unter die Knechtschaft hinabgesunken.

*Die Erde galt als eine vom Weltmeer umschlossene, gewölbte Scheibe.

**Es ist an die kurzen nordischen Sommernächte zu denken.

***Man kann hier an einen Kultwagen (z. B. den Sonnenwagen von Trundholm im Nationalmuseum Kopenhagen) denken, auf dem die Sonnenscheibe, das Sinnbild göttlicher Macht und menschlicher Sehnsucht, herumgefahren wurde; dieser Kultwagen verschmolz in der Vorstellung der Römer mit dem mythischen Wagen ihres Sonnengottes Apollo.

****Der Bernstein ist das Harz von Nadelhölzern aus der Tertiärzeit, die auf einem großen Bergland in der heutigen Ostsee standen; das im Laufe der Jahrtausende auf dem Waldboden angehäuften Harz (altgerm. glâs) wurde bei der Senkung dieses Berglandes vom Meere fortgeschwemmt und anderswo ans Land gespült.

*****Bernstein (plattdeutsch) = Brennstein

46. Peuciner, Wenden, Finnen und andere

Hier ist Suebien zu Ende. Ob ich die Stämme der Peuciner, Wenden und Finnen den Germanen zurechnen soll oder den Sarmaten, weiß ich nicht recht, obwohl die Peuciner, die manche auch Bastarner nennen, in Sprache und Lebensweise, Siedlungsart und Hausbau den Germanen gleichen. Der ganze Stamm ist schmutzig, und die Vornehmen leben untätig dahin. Durch Mischehen mit den Sarmaten haben sie manches von deren Hässlichkeit angenommen.

Die Wenden machten sich auch in reichem Maße sarmatische Sitten zu eigen; denn was sich an Wäldern und Bergen zwischen den Peucinern und Finnen hinzieht, durchstreifen sie auf ihren Raubzügen. Gleichwohl wird man sie eher zu den Germanen rechnen, weil sie feste Häuser bauen, Schilde führen und gern und behende zu Fuß gehen, ganz im Gegensatz zu den Sarmaten, die auf Pferd und Wagen zu Hause sind.

Die Finnen leben ungemein roh, in abstoßender Dürftigkeit. Sie kennen keine Waffen, keine Pferde, kein Heim; Kräuter dienen zur Nahrung, Felle zur Kleidung und der Erdboden als Lagerstätte. Ihre einzige Hoffnung sind Pfeile, die sie aus Mangel an Eisen mit Knochenspitzen versehen. Und von derselben Jagd nähren sich die Frauen ebenso wie die Männer; denn überall sind sie dabei und fordern ihren Anteil an der Beute. Auch gibt es für die Kinder keinen anderen Schutz vor wilden Tieren und Regengüssen, als dass man sie in einem Geflecht von Zweigen birgt; dort suchen auch die Männer ihr Heim, dort haben die Greise ein Obdach. Sie halten jedoch dieses Leben für glücklicher, als ächzend das Feld zu bestellen, sich mit Häuserbau zu plagen, in Furcht oder Hoffnung über eigenen und fremden Wohlstand nachzudenken. Sorglos vor den Menschen, sorglos vor den Göttern, haben sie das Schwerste erreicht: nicht einmal einen Wunsch zu kennen.

Alles Weitere klingt märchenhaft: dass die Hellusier und Oxionen Antlitz und Mienen von Menschen, jedoch Rumpf und Glieder von Tieren haben. Ich lasse das als unverbürgt auf sich beruhen.

